

Josephine Tey  
*Nur der Mond  
war Zeuge*

Roman

*Aus dem Englischen von  
Manfred Allié*

*Mit einem Vorwort von  
Louise Penny*

Oktopus

Die englische Originalausgabe erschien 1948 unter dem Titel  
*The Franchise Affair* im Verlag Peter Davies, London.  
Die deutsche Erstausgabe erschien 1959 unter dem Titel  
*Der große Verdacht* im Ullstein Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main.

*Für den Blick hinter die Verlagskulissen:*  
[www.kampaverlag.ch/newsletter](http://www.kampaverlag.ch/newsletter)

*Ein Oktopus Buch bei Kampa*

Copyright © 1948 by The National Trust for Places  
of Historic Interest and Natural Beauty

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2021 by Kampa Verlag AG, Zürich

Für das Vorwort

Copyright © by Louise Penny

Übersetzung des Vorworts von Nora Petroll

[www.kampaverlag.ch](http://www.kampaverlag.ch)

[www.oktopusverlag.ch](http://www.oktopusverlag.ch)

Satz: Tristan Walkhoefer, Leipzig

Covergestaltung: Lara Flues, Kampa Verlag

Covermotiv: Rui Ricardo

Gesetzt aus der Stempel Garamond LT / 220230

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978 3 311 30025 0

Louise Penny  
*Mein Lieblingskrimi*

Es dauerte unverschämt lang, bis ich das Buch las, das mein Lieblingskrimi werden sollte, und der Grund dafür ist äußerst beschämend.

Ich hatte bereits sämtliche Bücher von Josephine Tey gelesen – bis auf eines –, und liebte sie alle. Mit Ausnahme von *The Daughter of Time* (*Alibi für einen König*), das ich nicht nur liebte, sondern geradezu vergötterte, weil es Spannung und Historie, Verbrechen und Bizarrerie vereinte. Zweifellos ein Meisterwerk. (Tatsächlich hat die Crime Writers' Association *The Daughter of Time* zum besten Kriminalroman aller Zeiten gewählt, zurecht.) Aber eines von Teys Büchern reizte mich gar nicht. Es stand unangetastet in meiner Bibliothek. Nicht einmal den Umschlagtext hatte ich gelesen.

Warum ich dieses Buch mied?

Der Titel. Grundgütiger, ja, aber es ist wahr. Es lag am Titel.

Auf Englisch lautet er *The Franchise Affair*.

Natürlich wusste ich, dass der Krimi unmöglich in irgendeiner Fastfood-Kette spielen konnte, aber ich wurde den Verdacht nicht los, dass das Buch vielleicht irgendwie ...

Keine Ahnung, warum ich es schließlich doch aufgeschlagen habe: Vielleicht war es Langeweile oder Neugier oder irgendeine höhere Macht, die meine Kleinlichkeit durchschaute. Wie in allen Büchern von Josephine Tey ist auch hier jedes Wort ein Juwel, perfekt gesetzt. Tey's Prosa ist kristallklar, scharfsinnig und facettenreich, wie Prismen auf Papier, und mit diesen klaren Worten erschafft sie ebenso facettenreiche Figuren. Aber was ich an ihren Romanen am meisten bewundere, ist deren Ambivalenz. Als Leser weiß man nie, welche Figur die Wahrheit sagt, wer zu den Guten gehört und wer nicht. Man möchte bestimmten Figuren Glauben schenken, aber es bleibt doch immer ein leiser Zweifel.

Es ist verstörend.

Aufgefallen ist mir das sofort, und das Gefühl ließ mich während der zunehmend berausenden und angsteinflößenden Lektüre nicht mehr los.

Ich sage angsteinflößend. Dabei sollte man aber nicht an messerschwingende Psychopathen oder sadistische Serienkiller denken. Es tauchen keine Ghule oder Vampire auf, keine hinter Türen lauernden, geistesgestörten Mörder.

Aber Geister. Die Vergangenheit erhebt sich, nimmt Gestalt an und wandelt über die Seiten: in Form von Erinnerungen, Wahrnehmungen und den von ihnen geschürten Ängsten.

Worum geht es also in dem Buch?

Die Geschichte spielt in einem Kentucky Fried Chicken ... Nein, Spaß: Sie spielt in einem Dorf in Großbritannien kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Mittel-

punkt steht ein Anwalt namens Robert Blair: ein biederer, behäbiger Mann mittleren Alters. Eines Tages erhält er einen Anruf von einer ihm unbekanntem Frau. Marion Sharpe bittet um seine Hilfe. Sie und ihre Mutter leben noch nicht lange im Dorf; vor einigen Monaten sind sie in das Haus namens »Franchise« gezogen.

Das Leben dort ist trostlos. Die Einwohner haben sich eingeeigelt und interessieren sich nicht für Fremde, schon gar nicht für das genauso zurückgezogen lebende Mutter-Tochter-Gespann.

Als Blair den Anruf entgegennimmt, erfährt er etwas Sonderbares, Rätselhaftes: Den beiden Sharpe-Frauen wird vorgeworfen, ein Schulmädchen entführt zu haben. Die Polizei und ein Beamter von Scotland Yard sind im Franchise und ermitteln. Die Frauen behaupten, sie hätten das Schulmädchen nie zuvor gesehen. Das Mädchen behauptet, es sei tagelang von den beiden festgehalten worden und hätte nur mit Mühe entkommen können. Zum Beweis beschreibt sie das gesamte Innere des Franchise, samt dem Zimmer, in dem sie angeblich gefangen gehalten wurde.

Und jedes Detail stimmt.

Nun soll Robert Blair, ein unwahrscheinlicher Ritter in der Not, die Wahrheit herausfinden und die beiden asketischen, unfreundlichen Frauen, die sich mit ihrem Verhalten in keiner Weise einen Gefallen tun, entlasten. Aber als er beginnt, nach Hinweisen zu graben, kommen auch ihm Zweifel.

Warten Sie nicht so lange wie ich mit der Lektüre dieses meisterlichen Kriminalromans über die menschliche

Natur. Wie alle guten Krimis stellt er nicht das Delikt, sondern die Figuren in den Vordergrund. Und wie *The Daughter of Time* basiert er auf einer wahren Begebenheit: dem Fall Elizabeth Canning aus dem 18. Jahrhundert.

Josephine Tey ist das Pseudonym der schottischen Schriftstellerin Elizabeth MacKintosh. Sie schrieb auch unter dem Namen Gordon Daviot. Bedauerlicherweise, für uns wie für sie, starb Ms MacKintosh 1952 bereits im Alter von 56 Jahren. Acht Kriminalromane schrieb sie unter dem Namen Josephine Tey: acht wunderbare Geschichten, die mich inspiriert haben und die beweisen, dass weniger mehr ist – dass das Grauen weit mächtiger ist, wenn es nicht ausbuchstabiert wird, sondern nur angedeutet.

*Nur der Mond  
war Zeuge*





Es war ein Frühlingstag, vier Uhr nachmittags, und Robert Blair trug sich mit dem Gedanken, nach Hause zu gehen.

Die Kanzlei würde natürlich erst um fünf Uhr schließen. Aber wenn man der einzige Blair in der Firma Blair, Hayward und Bennet ist, dann geht man nach Hause, wenn einem danach zumute ist. Und wenn man es hauptsächlich mit Testamenten, Geld- und Grundstücksangelegenheiten zu tun hat, dann hat man am späten Nachmittag nicht mehr groß mit Klienten zu rechnen. Und wenn man in Milford lebt, wo die letzte Post um Viertel vor vier herausgeht, dann verliert ein Tag lange vor vier Uhr seinen Schwung, sofern er überhaupt je welchen hatte.

Es war sogar recht unwahrscheinlich, dass sein Telefon noch einmal klingeln würde. Seine Golfkumpane würden mittlerweile irgendwo zwischen dem 14. und dem 16. Loch angelangt sein. Niemand würde ihn zum Abendessen einladen, denn in Milford werden solche Einladungen nach wie vor mit der Hand geschrieben und per Post zugestellt. Auch Tante Lin würde nicht anrufen und ihn bitten, auf dem Rückweg den Fisch mitzubringen, denn sie saß, wie sie das alle 14 Tage einmal zu tun pflegte, im Kino und war zu diesem Zeitpunkt gerade erst 20 Mi-

nuten in den Hauptfilm versunken, um es einmal so zu sagen.

Da saß er also, in der schläfrigen Nachmittagsstimmung eines Landstädtchens, und betrachtete den letzten Streifen Sonnenlicht auf seinem Schreibtisch – jenem Mahagonitisch mit Messingintarsien, mit dem sein Großvater die ganze Familie in Aufruhr versetzt hatte, als er damit aus Paris zurückkehrte – und überlegte, ob er nach Hause gehen solle. Der Sonnenstrahl beschien das Tablett mit seinem Teegeschirr, und es war bezeichnend für Blair, Hayward und Bennet, dass es sich, wenn es um Tee ging, nicht um ein schwarzes Blechtablett mit einer x-beliebigen Tasse handelte. An jedem Arbeitstag betrat Miss Tuff Punkt Viertel vor vier mit einem Lacktablett und einem schmucken weißen Deckchen darauf sein Büro und servierte ihm den Tee in einer blau gemusterten Porzellantasse, dazu gab es auf einem passenden Teller zwei Kekse: Butterplätzchen montags, mittwochs und freitags, Haferplätzchen am Dienstag und Donnerstag.

Als er das Tablett nun so in aller Ruhe betrachtete, ging ihm durch den Kopf, wie sehr darin die Beständigkeit von Blair, Hayward und Bennet zum Ausdruck kam. An das Porzellan konnte er sich erinnern, so weit seine Erinnerung überhaupt zurückreichte. Mit dem Tablett hatte, als er noch ein kleiner Junge war, die Köchin zu Hause das Brot vom Bäcker geholt, und seine Mutter hatte es in jungen Jahren in Sicherheit gebracht und mit in die Kanzlei genommen, wo dann die blau gemusterten Tassen darauf serviert wurden. Das Deckchen war erst Jahre später – zusammen mit Miss Tuff – dazugekommen. Miss

Tuff war ein Produkt des Krieges: die erste Frau, die jemals in einer respektablen Milforder Anwaltskanzlei hinter einem Schreibtisch gesessen hatte. Unverheiratet, lanklich, dürr und ernst, war das Auftreten Miss Tuffs eine Revolution gewesen. Doch die Firma hatte die Revolution fast ohne jeden Aufruhr überstanden, und jetzt, fast ein Vierteljahrhundert später, konnte sich niemand mehr vorstellen, dass die schmale, graue, würdevolle Miss Tuff jemals eine Sensation gewesen war. Ja, die einzige Veränderung, die sie in die unerschütterliche Routine gebracht hatte, war die Einführung des Deckchens auf dem Tablett gewesen. Bei Miss Tuff zu Hause wurde niemals ein Gedeck unmittelbar auf das Tablett gestellt, ebenso wenig wie kein Kuchen direkt auf der Kuchenplatte serviert wurde – stets gehörte ein Deckchen oder eine Serviette dazwischen. Folglich hatte das nackte Tablett Miss Tuffs Missfallen erregt. Außerdem hatte sie das Lackmuster störend, unappetitlich und »komisch« gefunden. Und so kam es, dass sie eines Tages ein Deckchen von zu Hause mitgebracht hatte – solide, einfach und weiß, wie es sich für etwas gehörte, von dem man essen wollte. Und Roberts Vater, der das Lacktablett gern gehabt hatte, besah sich das einfache weiße Tuch und war gerührt, dass die junge Miss Tuff sich so um das Wohl der Firma sorgte. Das Deckchen war geblieben, wo es war, und gehörte nun ebenso zum Leben der Firma wie die Schatullen mit ihren Dokumenten, das Messingschild und Mr Heselntines alljährlicher Schnupfen.

Und dann, als sein Blick auf dem blauen Teller ruhte, auf dem die Kekse gelegen hatten, hatte Robert wieder

dieses seltsame Gefühl in der Brust. Das Gefühl hatte nichts mit den beiden Haferkekse zu tun, jedenfalls nicht im physischen Sinne. Es war die Unveränderlichkeit dieser Keksroutine – die stille Gewissheit, dass er am Donnerstag Haferkekse und am Montag Butterkekse bekommen würde. Bis zum vergangenen Jahr hatte er nichts Unangenehmes an Unveränderlichkeit und stiller Gewissheit finden können. Er hatte niemals ein anderes Leben gewollt als dieses – das angenehme, ruhige Leben in dem Ort, in dem er groß geworden war. Auch heute noch wünschte er sich nichts anderes. Doch dann und wann war ihm in letzter Zeit ein seltsamer, fremder Gedanke in den Sinn gekommen, belanglos und unerwünscht. Soweit er ihn in Worte fassen konnte, lautete er: Das ist alles, was du jemals bekommen wirst. Und mit dem Gedanken verspürte er dann für einen Augenblick dieses Gefühl der Beklemmung in der Brust. Ein beinahe panisches Gefühl, ein Stich, wie er ihm einst als Zehnjähriger durchs Herz gegangen war, wenn er an den Termin beim Zahnarzt dachte.

Robert ärgerte sich darüber, ja, er war verwirrt, denn er hielt sich für einen glücklichen und vom Leben bevorzugten Menschen, und sicherlich war er auch kein Kind mehr. Warum sollte sich ihm plötzlich dieser fremde Gedanke aufdrängen und dafür sorgen, dass es sich tief in ihm so elend zusammenzog? Was hatte denn seinem Leben gefehlt, was ein Mann womöglich vermissen konnte?

Eine Frau?

Aber er hätte ja heiraten können, wenn ihm danach zumute gewesen wäre. Zumindest nahm er das an – es gab in

der Umgebung eine ganze Reihe von weiblichen Wesen, die nicht gebunden waren, und sie hatten ihm niemals zu verstehen gegeben, dass sie ihn unattraktiv fanden.

Eine treu sorgende Mutter?

Aber welche Mutter hätte ihn treuer umsorgen können, als Tante Lin das tat – die gute Tante Lin, die ihn vergötterte?

Reichtum?

Aber was hatte er jemals gewollt, dass er sich nicht auch hatte kaufen können? Wenn das kein Reichtum war, dann wusste er nicht, was das sein sollte.

Ein aufregendes Leben?

Aber er hatte sich niemals Aufregung gewünscht. Jedenfalls keine größere Aufregung als die, die man bei einem Tag auf der Jagd erlebte oder wenn man am 16. Loch gleichzog.

Was war es also?

Was sollte dieser »Das ist alles, was du jemals bekommen wirst«-Gedanke?

Vielleicht, dachte er, während er auf den blauen Teller starrte, auf dem die Kekse gelegen hatten, hielt sich im Unterbewusstsein eines Mannes einfach nur die kindliche Erwartung, dass immer am nächsten Tag etwas ganz Wunderbares geschehen werde. Solange es denkbar war, dass der Traum Wirklichkeit wurde, und erst wenn man die 40 überschritten hatte und eine Erfüllung immer unwahrscheinlicher wurde, drängte sich diese Erwartung ins Bewusstsein, ein verlorenes Stück Kindheit, das nun Beachtung finden wollte.

Es stand ganz außer Frage, dass er, Robert Blair, sich

aus vollem Herzen wünschte, sein Leben möge bis zu seinem Todestag so weitergehen, wie es war. Er hatte schon zu Schulzeiten gewusst, dass er in die Firma eintreten und eines Tages die Stelle seines Vaters übernehmen würde, und mit gutmütigem Mitleid hatte er diejenigen Jungen betrachtet, für die keine Nische im Leben bereitstand – auf die kein Milford wartete, voller Freunde und Erinnerungen; kein zugewiesener Platz in der englischen Tradition, wie ihn Blair, Hayward und Bennet bereitstellte.

In diesen Tagen gab es keinen Hayward in der Firma – seit 1843 gab es keinen mehr; doch ein junger Spross der Bennets hielt sich gerade jetzt im Hinterzimmer auf. »Sich aufhalten« war die angemessene Bezeichnung, denn es war sehr unwahrscheinlich, dass er tatsächlich arbeitete; was ihn in seinem Leben am meisten beschäftigte, war der Wunsch, Gedichte von so erlesener Originalität zu schreiben, dass niemand außer Nevil selbst daraus schlau werden konnte. Robert fand die Gedichte fürchterlich, doch über die Nichtstuerie sah er hinweg, denn er erinnerte sich noch gut, dass er, als er selbst sich in jenem Hinterzimmer aufgehalten hatte, die Zeit damit verbracht hatte, übungshalber mit dem Mashie Bälle in den ledernen Lehnstuhl zu schlagen.

Der Sonnenstrahl glitt vom Ende des Tablett hinunter, und Robert beschloss, dass es Zeit war zu gehen. Wenn er jetzt aufbrach, dann konnte er auf dem Weg nach Hause noch die High Street hinuntergehen, bevor die Ostseite im Schatten lag – und die Hauptstraße von Milford hinunterzugehen, das zählte nach wie vor zu den Dingen, die

ihm ausgesprochene Freude bereiteten. Nicht dass Milford besonders sehenswert gewesen wäre. Man konnte Hunderte solche Städtchen südlich des Trent finden. Doch in seiner unauffälligen Art war es ein Beispiel dafür, welch gutes Leben man in England in den vergangenen 300 Jahren geführt hatte. Von dem ehemaligen Wohnhaus, in dem Blair, Hayward und Bennet seine Räume hatte, das in den letzten Jahren der Regierungszeit Karls II. erbaut worden war und von dessen Eingang man unmittelbar hinaus auf den Bürgersteig gelangte, erstreckte sich die High Street sanft abfallend nach Süden – klassizistische Backsteinhäuser, elisabethanisches Fachwerk, viktorianischer Naturstein, der Stuck der Regency-Zeit bis hin zu den edwardianischen Villen, die am anderen Ende hinter Ulmen verborgen lagen. Hier und da erschien zwischen dem Rot und Weiß und Braun eine Fassade mit schwarzem Glas, protzig wie ein herausgeputzter Parvenu auf einer Party; doch die übrigen Häuser sahen mit Takt darüber hinweg. Selbst die Kaufhausketten hatten bei Milford Milde walten lassen. Zwar lockte ein amerikanischer Ramschladen am Südennde der Straße grell in Dunkelrot und Gold und war ein Quell täglicher Empörung für Miss Truelove, die gegenüber in einem Relikt aus der elisabethanischen Zeit mithilfe der Backkünste ihrer Schwester und des wohlklingenden Namens der Anne Boleyn eine Teestube betrieb, doch hatte die Westminster Bank mit einer Bescheidenheit, die man seit den Tagen der heimlichen Wucherer selten findet, ohne auch nur eine Spur von Marmor das Haus der Webergilde für ihre Zwecke umgebaut, und Soles, die Drogeriekette,

hatte das alte Wisdom-Haus übernommen und die hohe, verlegen wirkende Fassade bewahrt.

Es war eine schöne, fröhliche, geschäftige kleine Straße, der die gestutzten Lindenbäume, die den Gehweg säumten, ihren besonderen Reiz verliehen, und Robert Blair liebte sie.

Er hatte die Füße schon aufgestützt, um sich von seinem Stuhl zu erheben, als das Telefon klingelte. Wie man hört, werden in anderen Teilen der Welt die Telefone so installiert, dass sie in Vorzimmern klingeln, wo eine Untergebene sich meldet, sich erkundigt, was man wünsche, und verkündet, dass sie einen, wenn man sich bitte einen Augenblick lang gedulden wollte, durchstellen werde, und dann wird man mit demjenigen verbunden, mit dem man sprechen wollte. Nicht so in Milford. Nichts dergleichen wäre in Milford geduldet worden. Wenn man in Milford John Smith anruft, dann erwartet man, dass John Smith persönlich am Apparat ist. Und folglich klingelte das Telefon, als es an jenem Frühlingsnachmittag bei Blair, Hayward und Bennet klingelte, auf Roberts Messing- und Mahagonischreibtisch.

Später fragte Robert sich oft, was wohl geschehen wäre, wenn dieser Anruf auch nur eine Minute später gekommen wäre. Eine Minute später – 60 harmlose Sekunden – hätte er seinen Mantel vom Haken im Flur genommen und einen Blick in das gegenüberliegende Zimmer geworfen gehabt, um Mr Heseltine zu sagen, dass er Feierabend mache; er wäre in das bleiche Sonnenlicht hinausgetreten und die Straße hinunter davongegangen. Mr Heseltine hätte das Gespräch angenommen und der Frau mitgeteilt,



dass er nicht mehr im Hause sei. Und sie hätte eingehängt und es anderswo versucht. Und alles, was dann kam, wäre für ihn von rein akademischem Interesse gewesen.

Doch das Telefon klingelte zur rechten Zeit – und Robert streckte die Hand aus und griff zum Hörer.

»Sind Sie Mr Blair?«, erkundigte sich eine Frauenstimme – eine Altstimme, die, wie er dachte, unter normalen Umständen selbstbewusst geklungen hätte, die aber nun atemlos und gehetzt wirkte. »Ach, was bin ich froh, dass ich Sie noch erreicht habe. Ich hatte schon gefürchtet, Sie hätten für heute Feierabend gemacht. Sie kennen mich nicht, Mr Blair. Ich heiße Sharpe, Marion Sharpe. Ich lebe mit meiner Mutter im Franchise – diesem Haus draußen an der Straße nach L Arborough.«

»Ja, ich weiß«, antwortete Blair. Er kannte Marion Sharpe vom Sehen, so wie er jeden in Milford und Umgebung kannte: eine hagere, hochgewachsene, dunkelhaarige Frau von ungefähr 40, die eine Schwäche für bunte Seidentücher hatte, womit sie ihren dunklen zigeunerhaften Typ noch betonte. Sie hatte einen klapprigen alten Wagen, mit dem sie morgens einkaufen fuhr, wobei ihre weißhaarige alte Mutter stets auf dem Rücksitz saß – aufrecht, zerbrechlich und fehl am Platze, irgendwie erweckte sie den Eindruck, als würde sie wortlos protestieren. Im Profil sah die alte Mrs Sharpe aus wie das berühmte Bild von Whistlers Mutter; wenn sie sich einem zuwandte und man von ihrem klugen, kalten Blick – sie hatte die Augen einer Möwe – getroffen wurde, dann kam sie einem vor wie eine Sibylle. Die Alte konnte einem wirklich Angst machen.